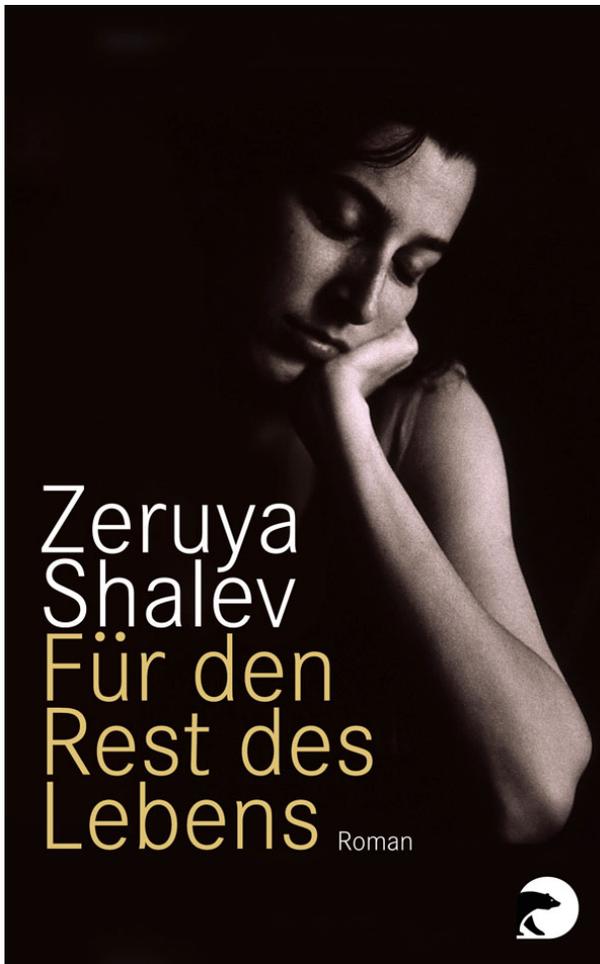




Zeruya  
Shalev  
Für den  
Rest des  
Lebens Roman





Zeruya  
Shalev  
Für den  
Rest des  
Lebens Roman



*Mehr über unsere Autoren und Bücher:*  
*[www.berlinverlag.de](http://www.berlinverlag.de)*

Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Berlin Verlag erschienenen Buchausgabe  
1. Auflage 2013

ISBN 978-3-8270-7543-7

© 2011 Zeruya Shalev

Für die deutsche Ausgabe © 2012 Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH,  
München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung des Originallayouts von Rothfos & Gabler, Hamburg, Foto ©  
Sam Haskins

Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

## Erstes Kapitel

Ist das Zimmer gewachsen oder ist sie es, die geschrumpft ist? Schließlich ist es doch das kleinste Zimmer in einer Wohnung, klein wie eine Handfläche, und nun, da sie von morgens bis abends im Bett liegt, kommt es ihr vor, als hätte sich das Zimmer ausgedehnt, als wären Hunderte von Schritten nötig, um zum Fenster zu kommen, und wer weiß, ob ihr Leben ausreichen würde. Der Rest ihres Lebens, besser gesagt, die letzte Frist des Lebens, die ihr zusteht, kommt ihr absurderweise wie eine Ewigkeit vor, denn weil ihr jede Bewegung fehlt, scheint sich die Zeit endlos zu dehnen. Es stimmt, sie ist knochig und geschrumpft, leicht wie eine Feder, es stimmt, dass jeder Luftzug sie vom Bett heben kann, es ist, als würde nur das Gewicht der Decke sie daran hindern, durch den Raum zu schweben, es stimmt, dass jeder Hauch den letzten Faden zerreißen kann, der sie mit dem Leben verbindet, aber wer sollte es sein, der atmet, wer sollte es sein, der sich überhaupt die Mühe macht, in ihre Richtung zu pusten.

Ja, sie wird noch Jahre und Jahre hier unter der schweren Decke liegen, sie wird ihre Kinder älter werden sehen, sie wird sehen, wie ihre Enkel erwachsen werden. Ja, in bitterer Gleichgültigkeit hat man sie zu ewigem Leben verurteilt, und plötzlich kommt es ihr vor, als sei auch zum Sterben Kraft nötig, eine Art Vitalität des zukünftigen Toten oder seiner Umgebung, eine persönliche Aufmerksamkeit, ein umständliches Kümmern wie bei den Vorbereitungen zu einem Geburtstag. Auch zum Sterben braucht es ein gewisses Maß an Liebe, und vielleicht wird sie nicht mehr

genug geliebt und vielleicht liebt sie selbst nicht mehr genug, noch nicht einmal dafür.

Nicht dass sie nicht kommen, fast jeden Tag betritt einer von ihnen die Wohnung, sitzt neben ihr im Sessel, interessiert sich angeblich für ihr Wohlergehen, doch sie spürt den alten Groll, bemerkt die Blicke auf die Uhr, das erleichterte Aufatmen, wenn das Telefon klingelt. Plötzlich verändern sich die Stimmen, werden energisch und lebendig, ein Lachen löst sich aus der Kehle, ich bin bei meiner Mutter, verkünden sie schließlich ihrem Gesprächspartner mit theatralischem Augenrollen, ich rufe an, wenn ich hier weg bin, und wenden dann ihre hohle Aufmerksamkeit wieder ihr zu, sie machen sich die Mühe, etwas zu fragen, hören aber nicht zu, was sie sagt, und sie zahlt es ihnen heim mit ermüdenden Antworten, berichtet in absoluter Ausführlichkeit, was der Arzt gesagt hat, gefolgt von einer endlosen Liste der Medikamente. Wer von uns schreckt stärker vor dem anderen zurück, ich vor ihnen oder sie vor mir, fragt sie sich, und ihre beiden Kinder werden zu einer Einheit, obwohl sie so verschieden voneinander sind und sich nur ihr gegenüber verbünden können, und das erst in der letzten Zeit, während ihre alte Mutter von morgens bis abends in einem kleinen Zimmer im Bett liegt, losgelöst von der Schwerkraft.

Es ist überfüllt und quadratisch, das Zimmer, dessen einziges Fenster zu dem arabischen Dorf geht, an der nördlichen Wand ein alter Schreibtisch, an der südlichen ein Schrank mit ihren Kleidern, jenen bunten Kleidern, die sie nie mehr anziehen wird. Schon immer hat sie kräftige Farben gemocht, der Schnitt war ihr egal, eine lange, weite Tunika, ein um die Hüften spannendes Kleid, Faltenröcke, bis heute weiß sie nicht, was ihr besser steht, und sie wird

es nun nicht mehr erfahren. Ihre Augen wandern zu dem runden Kaffeetisch, den sie für ihre Tochter hatte anschaffen müssen, im Laden hatte sie zu weinen angefangen, obwohl sie schon ein junges Mädchen war, ihr habt mich gezwungen, in diese hässliche Wohnung umzuziehen, und habt mir noch dazu das kleinste Zimmer gegeben, dann lasst mich wenigstens die Möbel kaufen, die mir gefallen. Hör auf zu weinen, hatte sie ihre Tochter angeschrien, alle schauen schon zu dir hin, aber natürlich hatte sie nachgegeben, und mit vier Händen hatten sie den Tisch, der sich als erstaunlich schwer erwies, die Treppe hinaufgeschleppt in dieses Zimmer, das einmal das Zimmer ihrer Tochter gewesen war, sie hatten ihn mitten in den Raum gestellt, und er hatte in seiner prahlerischen Pracht die Ärmlichkeit der anderen Möbel betont.

Jetzt ist auch er langsam in die Jahre gekommen, hat die Zeit in sich aufgesaugt und seine Farbe verloren, doch die Medikamentenschachteln verdecken das massive, schwere Eichenholz, Medikamente, die eine Entzündung heilten, aber zu einer Allergie führten, Medikamente gegen die Allergie und Tabletten zur Regulierung des Herzschlags, gegen Schmerzen, gegen hohen Blutdruck, Medikamente, die sie so geschwächt haben, dass sie umkippte und sich verletzte und es ihr seither schwerfällt, zu laufen, und manchmal hat sie Lust, alle in bunten Beeten auf ihr Bett zu pflanzen, sie nach Farben zu sortieren und ein kleines Haus aus ihnen zu bauen, mit rotem Dach und weißen Wänden, mit einem grünen Rasen, mit Vater, Mutter und zwei Kindern.

Was ist das alles, fragt sie, und fragt schon nicht mehr, warum alles so ist, wie es ist, auch nicht, wie es so gekommen ist, sondern nur, was es eigentlich ist, wie die

Tage vergingen, bis sie in dieses Zimmer kam, in dieses Bett, womit haben sich die Zigtausend Tage gefüllt, die an diesem Körper hochkletterten wie Ameisen an einem Baumstamm, schließlich ist es ihre Aufgabe, sich zu erinnern, und sie erinnert sich nicht. Auch wenn sie sich anstrengt und alle Erinnerungen zusammenkramt wie alte Zettel, wo sind all die Jahre geblieben, denn an was sie sich nicht erinnert, wird nicht mehr existieren und hat vielleicht nie existiert.

Wie nach einer Katastrophe hat sie die Pflicht, gegen das Vergessen anzukämpfen, die Pflicht, die Toten und die Vermissten zu bewachen, und wenn sie wieder zum Fenster schaut, scheint es ihr, dass er dort auf sie wartet, der See im Herzen des Tals, das sich von den Hängen des Hermon bis zu den Bergen von Galiläa erstreckt, gepackt von den Fäusten erstarrter Lava, ein nebliger See, umgeben von weichem, schwülem Morast und bewachsen mit übermannshohem Schilfrohr, aus dem Zugvögel mit aufgeregtem Flügelschlag aufsteigen. Wenn sie es nur schaffen würde, aus dem Bett aufzustehen und das Fenster zu erreichen, dann würde sie ihn sehen, sie versucht sich aufzurichten, die Entfernung mit den Augen zurückzulegen, ihr Blick schweift vom Fenster zu ihren schmerzenden Beinen. Seit sie gefallen ist, ist ihr Gehen zu einem gefährlichen Schweben geworden, aber der ist dort, wartet auf ihren Blick, trauert wie sie, steh auf, Chemdale, hört sie ihren Vater drängen, nur noch einen Schritt, nur einen letzten kleinen Schritt.

Sie war das erste Baby in ihrem Kibbuz gewesen, und alle hatten sich im Speisesaal eingefunden, um zuzuschauen, wie sie ihre ersten Schritte machte. Es schien, als hätten

sich alle Sehnsüchte nach den kleinen Geschwistern, die in der Fremde geblieben waren, nach ihrer eigenen Kindheit, aus der sie aufgrund einer harten Ideologie herausgerissen worden waren, nach der Liebe ihrer Eltern, die sie nicht mehr gesehen hatten, seit sie weggegangen waren, manche im Zorn, manche mit gebrochenem Herzen, dort im gerade fertig gebauten Speisesaal versammelt. Mit strahlenden Augen schauten sie ihr zu, spornten sie an zu laufen, für sie, für die alten Eltern, für die kleinen Geschwister, die inzwischen erwachsen geworden waren und in ein paar Jahren vernichtet werden würden, und sie war erschrocken, aber willfährig, stand auf ihren wackligen Beinen, an der Hand ihres Vaters, doch sie bereits damals nach Fisch oder kam das erst später, als sie in den anderen Kibbuz umgezogen waren, näher zum See und zum sumpfigen Ufer, in jenen Kibbuz, der gegründet worden war, um das Seeufer und die Sümpfe trockenzulegen, und sie streckte ein zitterndes Bein vor, genau in dem Moment, als ihr Vater ihre Hand losließ und alle Anwesenden ihr zu Ehren mit lautem Getöse klatschten, und sie fiel auf den Rücken, begann zu weinen und sah die sturmblauen Augen ihres Vaters, der sie auf die Beine stellen wollte, damit sie es wieder versuchte und allen zeigte, dass sie es schaffte, nur noch einen kleinen Schritt, aber sie blieb auf dem Rücken liegen und wusste, dass sie ihm dieses Geschenk nicht machen konnte und dass er es ihr nie verzeihen würde.

Danach weigerte sie sich zwei Jahre lang, zu laufen, bis sie drei war, wurde sie auf den Schultern getragen, als wäre sie lahm, keine der vielen Untersuchungen brachte etwas, und man überlegte schon, sie zu einem Spezialisten ins ferne Wien zu bringen, Babys, die nach ihr geboren

waren, rannten schon herum, nur sie lag in ihrem Laufstall auf dem Rücken und schaute hinauf in den Wipfel des Pfefferbaums, dessen Zweige winzige rote Kugeln schmückten, die ihr entgegenrauschten und denen sie zulächelte, doch ihr Vater ließ nicht locker, er trug sie von Arzt zu Arzt, getrieben von einem Gefühl der Schuld und der Frage, ob ihr Sturz damals zu einer Schädigung des Gehirns geführt haben könnte, bis ein Spezialist in Tel Aviv schließlich entschied, sie habe nichts am Gehirn, sie habe einfach Angst davor, zu laufen, Sie müssen etwas finden, hatte er gesagt, was ihr noch mehr Angst macht.

Warum soll man ihr noch mehr Angst machen?, fragte ihr Vater, und der Arzt antwortete, Sie haben keine Wahl, wenn Sie wollen, dass sie läuft, müssen Sie dafür sorgen, dass sie vor Ihnen noch mehr Angst hat als vor dem Laufen. Von da an schlang ihr großer, schöner Vater ihr ein Handtuch um den Rücken, führte sie an diesem Geschirr, versuchte, sie zum Laufen zu bringen, und er versetzte ihr kräftige Schläge, wenn sie sich weigerte. Ich tu das für dich, Chemdale, hatte er heiser hervorgestoßen, in ihr vom Weinen geschwollenes Gesicht, damit du wie die anderen Kinder bist, damit du aufhörst, Angst zu haben, und der Arzt hatte recht behalten, ein paar Wochen später machte sie schon die ersten, schwankenden Schritte, der Körper glühend von seinen Schlägen, mit versteinertem Bewusstsein, dem Bewusstsein eines kleinen, grausam dressierten Tieres, und weit entfernt von jedem Triumph, weit entfernt von jeder Freude verstand sie verschwommen, dass es, auch wenn sie es schaffen würde, zu laufen und zu rennen, keinen Ort gab, zu dem zu laufen sich lohne.

Trotzdem kommt es ihr an diesem Morgen vor, als wisse sie, wohin sie zu gehen habe, zum Fenster, Chemda, um deinen See zu sehen und sein Flüstern zu hören. Wenn ich es zu dir geschafft habe, flüstert er, wenn ich mein ganzes grünes Wasser zusammengesammelt habe, die Fischzucht und all die Zugvögel, wenn ich es geschafft habe, vor deinem Fenster zu erscheinen, trotz all der Mühe, die man sich mit meiner Vernichtung gemacht hat, warum stehst du dann nicht aus dem Bett auf und kommst zum Fenster, um nach mir zu schauen? Und sie antwortet ihm mit einem Seufzer, vor ein paar Wochen konnte ich, wenn auch langsam, noch durch den Flur laufen, warum bist du damals nicht gekommen? Warum bist du gerade jetzt gekommen, nach meinem Sturz, und nicht nur du, schon immer kommt alles zu spät oder zu früh zu mir, doch er sagt, komm zu mir, Chemda, komm zum Fenster, und sie bewegt erstaunt den Kopf, was war in all diesen Jahren, und wozu waren sie gut, wenn sie kein Zeichen hinterlassen haben, wenn sie heute noch das kleine Mädchen ist, das sich danach sehnt, nackt in seinem See zu baden.

Mit krummen Fingern versucht sie, das Nachthemd von der Haut zu streifen, ein Geschenk ihrer Tochter, schon immer ist es ihr schwergefallen, angemessen auf solche Geschenke zu reagieren, obwohl sie stets schön und großzügig waren. Mach auf, Mama, drängte ihre Tochter, ich bin stundenlang von einem Geschäft ins andere gezogen, bis ich etwas gefunden habe, das mir gefallen hat, mach schon auf, probier's an, gefällt es dir? Und sie zerriss das prächtige Einwickelpapier, begutachtete misstrauisch das weiche Päckchen, der Geruch, den es verströmte, der Anblick, der sich dahinter verbarg, die Landschaften, durch

die ihre Tochter ohne sie gegangen war, all das weckte einen plötzlichen Widerstand in ihr, sie sagte danke, wirklich, vielen Dank, Dina, das ist doch nicht nötig gewesen, zerdrückte die leere Verpackung, selbst überrascht vom Ausmaß ihres Unbehagens. Warum führen kleine Zuwendungen zu den größten Schuldgefühlen, überlegte sie, war es eine vollkommene, grenzenlose Zuwendung, die sie eigentlich forderte? Am liebsten hätte sie gesagt, nimm mich mit, statt mir Erinnerungen an deine Abwesenheit zu bringen, und Dina hatte sie gekränkt angeschaut, liebst du es nicht, Mama?

Lieben, zu viel lieben, das wäre vielleicht die richtige Antwort gewesen, die nie ausgesprochen wurde, zu viel lieben oder zu wenig lieben, zu spät oder zu früh, und dann hatte sie den Stoff in die Packung zurückgelegt und in ihrem Schrank verstaut, und erst nach langer Zeit, als die Kränkung bereits tief versunken und es zu spät für eine Wiedergutmachung war, hat sie sich zornig mit diesen vergessenen Geschenken geschmückt, einem Pullover, einem Schal, einem Nachthemd mit grauem Blumenmuster, wer hat je eine graue Blume gesehen. Sie versucht, ihre Hand aus dem Ärmel zu befreien, der an ihr klebt, ihr Blick fällt überrascht auf die entblößte Brust, Brustwarzen wie graue Blumen, die ihre Köpfe über die flache Brust senken, graue, faltige, verwelkte Blumen. Ihre Finger streichen misstrauisch über die Hautfalten, und sie erinnert sich an ihren kleinen Enkel, sie haben ihn ihr vor einigen Monaten auf die Knie gesetzt, beim letzten Festessen, und gleich hat er ein Glas Wasser über sich gekippt, und als sie ihm das Hemd überstreifen wollte, zog er plötzlich den nackten Arm heraus und betrachtete ihn erstaunt, als sähe er ihn zum ersten Mal, bewegte ihn nach oben, nach unten, betastete

ihn, leckte an ihm und rieb ihn dann heftig an der weichen Haut seines Bauchs und genoss die Berührung. Ein jungfräulicher Liebestanz war das, eine Hymne der Selbstliebe, falls das Bewusstsein eines Babys überhaupt erfasst, dass es um seinen eigenen Körper geht. Auch ihr fällt es schwer, ihren alten Körper zu akzeptieren, ihr kommt das Alter noch immer wie Schmutz vor, der im Lauf der Jahre an ihr kleben geblieben ist, oder wie eine vorübergehende Krankheit, eine Art Aussatz, und sobald sie den See erreicht, sobald sie in sein Wasser taucht, wird ihr Körper gesunden wie der Körper des Feldhauptmanns des Königs von Syrien, der sich sieben Mal mit Jordanwasser wusch und vom Aussatz geheilt wurde.

Komm, Chemda, stell deine Fußsohle auf den Boden, halte dich an der Wand fest und richte dich auf, neben dem Bett wartet dein Stock auf dich, aber du brauchst ihn nicht, du brauchst nur mich, wie damals, als du Unterschlupf unter den Fächern des Schilfs gesucht hast. Erinnerst du dich, wie du im Winter nackt geschwommen bist, wie du im Wasser triebst, bis deine Haut gebrannt hat, bis du krank geworden bist und dein Vater dir nicht mehr erlaubt hat, hierherzukommen, und trotzdem hast du dich immer wieder heimlich zu mir geschlichen, hast deine Kleider am Ufer ausgezogen, und einmal kam er und fand dich und befahl dir, das Wasser zu verlassen, und als du draußen warst, nackt, ergriff er die Flucht, und danach hat er dort nicht mehr nach dir gesucht, nur wir waren noch da, aber es hat etwas gefehlt.

Und wo war die Mutter? Immer war es ihr Vater, der ihre Haare zu Zöpfen geflochten hat, mit harten Händen, die nach Fisch rochen, der sie zwang, zu gehen, zu rennen, auf die Dächer der Kibbuzhäuser zu klettern wie die anderen

Kinder, die einzuholen ihr nie gelang, die wie Äffchen von Dach zu Dach sprangen, und sie, ohnmächtig vor Angst, weigerte sich, es zu versuchen, bis er dort auftauchte und sein blauer, drohender Blick sie traf, wovor hast du mehr Angst, vorm Springen oder vor mir, vor dem Leben oder dem Tod, und sie kletterte mit aller Kraft, verfluchte ihn und weinte, was für ein Esel du bist, ein Esel bist du, ich werde Mama alles erzählen.

Aber wo war deine Mutter?, fragte ihre Tochter, und obwohl ihr die Geschichten bis zum Überdruß bekannt waren, lauschte sie bereitwillig und stellte dann überrascht und immer aufs Neue beunruhigt fest, du bist ohne Mutter aufgewachsen! Das sagte sie mit Genugtuung, und Chemda widersprach, nein, du irrst dich, ich habe meine Mutter so sehr geliebt und sie hat mich geliebt, nie habe ich an ihrer Liebe gezweifelt, aber Dina ließ nicht locker, eine ganze Kette von vergnüglichen Schlussfolgerungen rollten aus ihrem Mund, du bist ohne Mutter aufgewachsen, da ist es kein Wunder, dass du nicht weißt, wie sich eine Mutter verhält, deshalb hatte auch ich keine Mutter, und sogar meine Tochter hat darunter gelitten, siehst du nicht, wie das Fehlen deiner Mutter, das dich noch nicht mal wütend macht, uns alle beeinflusst?

Du irrst dich, wirklich, sie schüttelte den Kopf, ich war nicht zornig auf meine Mutter, weil ich wusste, dass sie schwer arbeitete. Sie arbeitete in der Stadt und kam nur zum Wochenende nach Hause, und auch als sie einmal für ein ganzes Jahr wegfuhr und ich sie bei ihrer Rückkehr nicht erkannte und dachte, sie wäre eine fremde Frau, die meine Mutter ermordet hatte, war ich nicht zornig auf sie, denn ich verstand, dass sie keine Wahl hatte. Ihr mit euren zornigen Gefühlen, du und Avner und eure ganze

benachteiligte Generation, was habt ihr von euren Vorwürfen? Aber manchmal scheint ihr, dass auch sie Zorn empfindet, einen schrecklichen, mörderischen Zorn, nicht nur auf ihre Eltern, nicht nur auf ihren Vater, der ihr auf seine strenge Art ergeben war, oder auf ihre Mutter, die ständig etwas anderes zu tun hatte, sondern auch auf sie, auf ihre Kinder, und vor allem auf ihre Tochter, deren Haare schon grau werden.

Dabei hat sie erst gestern die schwarzen Krusseln ihrer Tochter zu Zöpfen geflochten, ihre Finger hatten sich in der Tiefe verhakt, wie sich die Finger ihres Vaters in ihren Haaren verhakt hatten, und jetzt sind die Haare dünn geworden, metallisch, und ihre Tochter färbt sie nicht, wie es die meisten Frauen ihres Alters tun, widerspenstig trägt sie die graue Mähne, die das jugendliche Gesicht umrahmt, Chemda kommt es vor, als sei sogar dieser Schritt gegen sie gerichtet, denn ihre Tochter quält sich selbst, nur um ihr, Chemda, zu beweisen, dass jene Tage, die Tage der Kindheit, auf katastrophale Art zerstört waren, und deshalb vernachlässigt sie sich selbst, sie hungert, von Jahr zu Jahr wird sie knochiger, ihre Tochter ist noch magerer und kleiner als sie. Sie schrumpfen zusammen, die Frauen der Familie, in zwei, drei Generationen werden sie vielleicht verschwunden sein, während ihr Sohn so aufquillt, dass es ihr manchmal schwerfällt, in diesem runden, kahlköpfigen, schnaufenden Mann ihren schönen, gut gewachsenen Sohn zu erkennen, der von seinem Großvater die seltenen blauen Augen geerbt hat, und zuweilen betrachtet sie ihn zitternd, denn es kommt ihr vor, als habe dieser Mann ihren Sohn ermordet und lebe an seiner Stelle weiter, schlafe in seinem Bett, erziehe seine Kinder, so wie sie misstrauisch gegen die fremde Frau war, die vor vielen Jahren aus

Amerika gekommen war und sie umarmen und küssen wollte und behauptete, ihre Mutter zu sein.

Der ganze Kibbuz wartete auf dem Rasen, um sie bei ihrer Rückkehr von dem ausgedehnten Auslandseinsatz zu empfangen, nur sie hatte sich auf einem der Bäume versteckt, eine kleine Äffin trotz allem, und das angespannte Warten beobachtet, das ganz und gar unpersönlich war, denn wer von den Kindern konnte sich an ihre Mutter erinnern, wenn selbst sie sie vergessen hatte, und wer von den Erwachsenen erwartete sie wirklich, außer ihrem Mann und einer Handvoll Verwandter. Schließlich waren die meisten neidisch auf sie, vor allem die Frauen, die viele Stunden lang in der Küche, im Kinderhaus, im Gemüsegarten, in der Näherei und im Lagerschuppen ihre Dienste machten, in blauer Arbeitskleidung und mit von Krampfadern blauen Beinen, und nur sie, Chemdas Mutter, trug elegante Kostüme und saß in einem Büro in der Stadt, und manchmal reichte ihr das nicht und sie verschwand in irgendeinem Auftrag, und nur der Teufel wusste, wer sie geschickt hatte und warum. Ja, all diese Worte hatte Chemda gehört, als sie sich in den Zweigen versteckt hielt, und selbst wenn sie nichts verstand, konnte sie die Worte erraten, und wenn sie sie nicht erriet, erfand sie welche, schließlich warteten sie nicht auf Chemdas Mutter, sondern auf einen leichten Lufthauch aus der großen Welt, eine Hoffnung, eine süße Erinnerung, das alles sollte diese Frau mitbringen, die gerade erschöpft aus einem schwarzen Dienstwagen stieg. Wer war sie? Sogar durch die Zweige konnte sie erkennen, dass es nicht ihre Mutter war, der lange Zopf war verschwunden, das Gesicht war voller und sehr blass, der Körper schwerfällig. Trauernd und erschrocken sprang sie

aus der Baumkrone, niemand bemerkte, dass sie von dort verschwand, möglichst schnell und möglichst weit, zum See.

Du bist nicht meine Mutter, rief sie schließlich, als sie ins Zimmer der Eltern zurückkehrte und ihr gegenüberstand, und die fremde Frau schaute sie traurig an, ihre Augen blieben aus irgendeinem Grund an ihren knospenden Brüsten hängen, den spitzen Brüsten einer Zwölfjährigen, die von einer schmutzigen Bluse bedeckt wurden. Mein armes Mädchen, wie vernachlässigt du bist, sagte sie, als wäre es nicht sie selbst, die sie vernachlässigt hatte, und sofort versuchte sie, sie zu beruhigen, ich war lange krank, Chemdale, ich lag im Krankenhaus, deshalb hat man mir den Zopf abgeschnitten, ich hatte eine Nierenentzündung und mein Gesicht ist angeschwollen, und Chemda suchte in dem Gesicht gegenüber die bekannten Windpockennarben, zwei kleine Vertiefungen zwischen Kinn und Lippen. Du bist nicht meine Mutter, stellte sie enttäuscht fest, du hast keine Narben, und die fremde Frau strich sich über das Kinn, ich habe die Narben, man sieht sie nur nicht, schau, hier, und Chemda fing an zu weinen, wo ist meine Mutter? Was hast du mit meiner Mutter gemacht? Die fremde Frau griff nach dem knöchigen Unterschenkel ihres Vaters, und sie stürzte sich auf sie, fass ihn nicht an, tu ihm nicht das an, was du meiner Mutter angetan hast, jetzt habe ich nur noch ihn, und in den ersten Nächten warf sie sich in ihrem Bett im Kinderhaus herum und sah vor ihrem geistigen Auge, wie die fremde Frau, die ihre Mutter verschlungen hatte, jetzt an den Schenkeln ihres Vaters nagte, wie man an einem gebratenen Huhn nagt, wie sie seine Knochen auszutzelte, und bald würde sie auch ihr wenig Fleisch aufessen, ihre knospenden spitzen Brüste.

Zwei Brüste, zwei Schenkel, zwei Elternteile, zwei Kinder, und dazwischen sie selbst, die sich mehr mit ihren toten Eltern beschäftigt als mit ihren lebenden Kindern. Einen Sohn und eine Tochter hatte sie geboren, ein Kinderpaar, ein Spiegel des Paares, das sie geschaffen hatte, war herangewachsen, während das dritte Paar in der Familie, sie und ihr Mann, in ihren Augen immer nur eine provisorische Haltestelle zwischen zwei Hauptstädten war, und als sie jetzt ihre Füße auf den trotz der zunehmenden Hitze draußen noch kühlen Boden stellt, sieht sie es vor sich, das erste Paar, ihren Vater in der blauen Arbeitskleidung und die Mutter in einer weißen Seidenbluse und einem Faltenrock und mit dem Zopf, der ihren Kopf wie eine weiche Krone schmückt, und sie stehen am Ufer des Sees und lächeln ihr entgegen, winken mit den Händen zum stillen Wasser, das die Farbe von Milchkafee hat.

Es ist schon spät, Chemda, du musst dich waschen und schlafen, sagen sie, deuten auf den See, als wäre er eine Waschschüssel, nur für sie allein bestimmt, schau mal, wie schmutzig du bist, und sie rennt kurzatmig auf sie zu, denn wenn sie sich nicht beeilt, wird der See wieder verschwinden, werden die jungen Eltern verschwinden, aber ihre Beine sind schwer, sie versinkt im dicken Morast, Mama, Papa, gebt mir die Hand, ich versinke. Mit dem letzten Rest ihres schwindenden Bewusstseins kriecht sie zum Telefon, ihre Kehle zieht sich zu, Dina, komm schnell, ich ersticke.

Dina, ihre Tochter, steht bewegungslos am Küchenfenster, betrachtet erstaunt die ineinander verflochtenen Kiefernadeln, die sich ihr entgegenstrecken wie eine leere

Hand, die um eine milde Gabe bittet. Die graue Taube hat die Eier weggenommen, noch gestern Abend, vor dem Schlafengehen, hat sie auf die Fensterbank geschaut und die Eier gesehen, die ihr in der Dunkelheit aus dem Nest entgegenleuchteten wie zwei freundliche Augen, und sofort ist die Taube erschienen und hat sie mit ihrem Körper bedeckt. Wärme strahlte ihr von dem Taubenkörper entgegen, eine weiche Gelassenheit, eine süße Erinnerung. Was gibt es Einfacheres, als bewegungslos dazusitzen, Stunde um Stunde, wach, aber mit ruhigem Körper, ganz und gar konzentriert auf die Aufgabe. Sie hat die Eier weggenommen, ist in der dunklen Nacht aufgefliegen, ein weißes Ei im Schnabel, und hat es in ein anderes, rechtzeitig vorbereitetes Nest gelegt, um dann zurückzukommen, um das andere zu holen. Sind es ihre forschenden Blicke gewesen, die sie von hier vertrieben haben?

Was für ein seltsamer Schmerz, murmelt sie, während das Telefon klingelt, was für ein dummer Schmerz, wie überflüssig, hier zu stehen, in düsterer Ehrfurcht wie vor einem geschändeten Grabstein, und sie streckt die Hand nach der kleinen Wiege aus und zerbricht sie. Der Frühlingswind wird das Reisig in kürzester Zeit verstreuen, und es bleibt nichts zurück von dem Leben, das eine Woche lang hier pochte und sie mit einer seltsamen Erregung erfüllte, zwei Eier in einem Nest, zwei Eier, aus denen nichts schlüpfte.

Warum hat sie sie weggenommen?, fragt sie laut. In der letzten Zeit hört sie ihre Stimme immer häufiger, laut und überraschend, vor allem, wenn niemand in der Nähe ist, ihre Gedanken dringen ungebremst aus ihrer Kehle, und

ausgerechnet ihre Stimme verrät sie, eine beschämende Einfachheit. Man muss Milch kaufen, hört sie sich mit feierlichem Nachdruck verkünden, als handle es sich um einen nationalen Auftrag, oder ich bin zu spät, oder wo ist Nizan. Es scheint, als sei diese Frage immer und immer wieder im Raum zu hören, der sie umgibt, und die Frage ist nicht, wo sich ihre einzige Tochter in diesem Moment wirklich befindet, darauf gibt es noch immer einfache Antworten, sie ist in der Schule oder bei ihrer Freundin oder auf dem Weg nach Hause, sondern wo ist das Herz, das die ganzen Jahre neben ihrem geschlagen hat und sich ihr jetzt entfremdet, mit kräftigen, energischen Schlägen gegen sie klopft. Wie verwandelt sich die natürlichste Liebe zu einer enttäuschten Liebe, fragt sie sich verwundert, folgt ihrer Tochter mit sehnsüchtigen Augen, versucht, sie mit denselben Verführungen zu locken, die sie früher hätte glücklich aufjuchzen lassen, Nizani, komm, wir backen einen Kuchen, komm, wir gehen ins Kino, hast du gesehen, dass eine neue Pizzeria aufgemacht hat, sollen wir eine Pizza essen? Doch jetzt begegnet sie einem distanzierten Blick, hört eine kühle Stimme, die antwortet, ein andermal, Mama, ich habe keine Zeit, aber für ihre Freundinnen hat sie mehr als genug Zeit, denn sie verabredet sich sofort mit Tamar oder mit Schiri, verschwindet, als würde sie vor ihr fliehen, und Dina begleitet sie mit einem eingefrorenen Lächeln, versucht, ihre Kränkung zu verbergen, den sonderbaren Schmerz.

Hör doch auf, lass sie in Ruhe groß werden, schimpft Gideon immer, man könnte meinen, du hättest, als du herangewachsen bist, die ganze Zeit mit deiner Mutter zusammenstecken wollen. Aber sie antwortet nicht, ausgerechnet all die Dinge, die sie ihm sagen möchte,

kommen nicht heraus und schwimmen in ihrem Bauch. Das ist etwas ganz anderes, meine Mutter hat meinen Bruder sowieso vorgezogen, meine Mutter war nie eine angenehme Gesellschaft, mit ihren düsteren Geschichten über den See, sie hat immer nur sich selbst gesehen, sie hat es nie geschafft, eine Mutter zu sein, sie hat es zu spät gelernt.

Das kehlige Jaulen des Katers drängt sich in ihre Gedanken, überdeckt das Klingeln des Telefons, während eine warme, haarige Flamme sich zwischen ihren Unterschenkeln windet. Wo warst du, Hase?, und sie wendet sich ihm zu, füllt seinen Teller mit Trockenfutter, wo warst du und was hast du getrieben? Aber der Kater beeilt sich nicht mit dem Fressen, er bleibt zwischen ihren nackten Füßen, reibt sich begeistert an ihrer Haut. So wandert er immer von einem zum anderen, als versuche er, sie alle drei mit seinem Schwanz zusammenzuhalten, als wolle er auf ihre, Dinas, Haut die Bedürfnisse ihres Mannes und ihrer Tochter notieren und die ihren auf die Haut ihres Mannes und ihrer Tochter, als sei dieser Kater, dieses ausgewachsene Tier, das wegen seines weißen Fells und seiner langen Ohren irrtümlich Hase genannt wurde, das einzige noch verbliebene Bindeglied zwischen ihnen, wie ein spätgeborener Sohn zum leisen Echo einer Familie wird, außer den Gegenständen natürlich, den Möbeln, den Wänden, dem Auto, den Erinnerungen.

Ihr ist aufgefallen, dass sie jedes Mal, wenn sie sich an ihre Tochter wendet, mit einer Erinnerung beginnt. Weißt du noch, wie wir in jenem Park gespielt haben? Wir haben so gern hier gesessen, wenn es dunkel wurde, als alle schon gegangen waren, da ist das Haus von Bar, erinnerst du dich, dass du zum Schlafen bei ihr bleiben wolltest, aber

dann hast du mitten in der Nacht angerufen, dass wir dich holen sollen, und seither hat sie dich nicht mehr eingeladen? Weißt du noch, wie ich dich zum Kurs gebracht habe und wir uns anschließend hier ein Eis gekauft haben? Warum ist ihr die Bestätigung der Tochter so wichtig, was spielt es für eine Rolle, ob sie sich an dieses oder jenes Detail erinnert, schließlich will sie sie nicht daran erinnern, sondern an ihre Liebe, weißt du noch, dass du mich einmal geliebt hast, Nizan?

Wo war dieser Moment hergekommen, in dem das Gleichgewicht zwischen Erinnerungen und Bedürfnissen verloren ging? Nichts und niemand hat sie darauf vorbereitet, weder Bücher noch Zeitungen, weder ihre Eltern noch ihre Freunde. Ist sie die Einzige auf der Welt, die das in einem so frühen Stadium des Lebens wahrnimmt, ohne dass eine Katastrophe offensichtlich ist, die Erste, die spürt, dass die Waagschale, auf der die Erinnerungen liegen, überläuft, während die Schale mit den Hoffnungen federleicht ist, ist sie die Einzige, die versucht, den früheren Zustand wiederherzustellen?

Genug, sagt sie, es reicht, hörst du, Hase? Es reicht, aber der Kater lässt nicht locker, er schmiegt sich fest an sie, hebt den muskulösen Schwanz, als biete er ihr die Essenz der zu erwartenden Sommerwärme. Das ist nicht auszuhalten, sagt sie, plötzlich ist es zu heiß geworden, gerade war noch Winter, und jetzt, innerhalb eines Tages, haben wir Sommer, ohne Abstufung, ohne eine Zwischensaison, was für ein verlorenes Land, ein verzweifertes Land, immer von einem Extrem zum anderen.

Denn der Geruch nächtlicher Lagerfeuer hängt noch in der Luft, die immer heißer wird, wie schwer fällt ihr das Atmen, vielleicht ist es auch nicht mehr nötig, in der letzten

Zeit kommt es ihr vor, als seien auch die einfachsten Tätigkeiten zu kompliziert für sie, vielleicht ist ihr Antrieb nicht mehr stark genug. Früher, als Nizan sie brauchte, hatte sie wie eine Wilde geatmet, hatte Sauerstoff aus den Mündern der Vorübergehenden gesogen, doch nun, da ihre Tochter sie ignoriert, sie absichtlich kränkt, braucht sie keinen Sauerstoff, sollen ihn doch die anderen einatmen. Was für ein unangenehmes Alter, sagt sie seufzend, fünfundvierzig, früher sind Frauen in diesem Alter gestorben, sie hatten die Aufzucht der Kinder beendet und sind gestorben, haben die Welt von ihrer Anwesenheit befreit, der dornigen Anwesenheit unfruchtbarer Frauen, die niemandem mehr gefallen.

Wir antworten nicht, Hase, verkündet sie ihm, während er mit einem Satz auf die Anrichte springt, von mir aus sollen sie anrufen, solange sie wollen, ich habe keine Kraft, mit irgendjemandem zu reden, während der riesige weiße Kater mit dem schwarzen Schwanz und den Vorderpfoten, von der eine schwarz und die andere braun ist, was einen erbärmlichen Eindruck hinterlässt, er hat sich wohl die Socken im Dunkeln ausgesucht, mit majestätischer Langsamkeit zum Fensterplatz schreitet und zufrieden die leere Stelle beschnüffelt, die von den Eiern der Taube hinterlassen wurde. Und jetzt begreift sie es, jemand hat, trotz ihres ausdrücklichen Verbots, in der Nacht das Fenster offen gelassen, der Kater war es, der das Nest zerstört hat, und als sie nun hinausschaut, entdeckt sie zu ihrem Entsetzen unten auf dem Bürgersteig aufgeplatzte Eierschalen, einen trüben Brei, Reste von Leben.

Gideon, schreit sie, ich habe dir die ganze Woche gesagt, mach das Küchenfenster nicht auf, aber er ist schon längst weggegangen, die alte Leica um den Hals gehängt wie ein

kleines Kind den Frühstücksbeutel, und über der Schulter einen weiteren Fotoapparat, so wandert er ruhelos umher, mit hin und her flitzenden Augen, auf der ständigen Suche nach den einmaligen Kombinationen, die das Leben für ihn bereithält. Hat sie es ihm wirklich gesagt? Sie zögert, vielleicht hat sie nur vorgehabt, es ihm zu sagen, und da ist wieder dieser seltsame Schmerz zwischen den Rippen, wieder erwacht der Zorn. Sie war mit Zwillingen schwanger gewesen, aber nur ein Kind hatte überlebt, ihre Nizan, ein winziges, aber vollendetes Baby. Es gab niemanden, dem man die Schuld hätte geben können, und trotzdem tat sie es, gab sich vor allem selbst die Schuld. Lag es daran, dass sie insgeheim das Mädchen vorzog? Lag es an ihrer Panik in den ersten Wochen ihrer Schwangerschaft, die von dem winzigen Geschöpf aufgesaugt worden war und ihm die Lust zum Leben genommen hatte? Wie werden wir es schaffen, sag mir das, hatte Gideon seufzend gesagt, man hatte ihn gerade bei der Zeitung entlassen, er hatte sich stundenlang in dem kleinen, zur Dunkelkammer umfunktionierten Zimmer eingeschlossen und war mürrisch herausgekommen, als drohe ihnen eine Katastrophe, zwei Elternteile, zwei Embryonen, zwei auf einmal, was wird sein, wer wird sie aufziehen, wer wird uns aufziehen? Stundenlang lagen sie auf dem Sofa und starrten die Wände ihrer engen Einzimmerwohnung an, was wird sein, wir müssen eine Wohnung finden, eine Arbeit, wir werden ein Darlehen aufnehmen müssen, die Liste ihrer Aufgaben war immer länger geworden, hatte ihre Hilflosigkeit vergrößert. Damals hatte sie eine bedrohliche Leere gespürt, die auf Gideons gestoßen war, bis er eines Tages einen kleinen Rucksack packte und verschwand, ich brauche ein bisschen

Zeit, um zu mir zu kommen, hatte er ihr zugezischt, als handle es sich um einen schweren Schlag, den sie ihm versetzt hatte, und sie dachte, er würde am Abend zurückkommen oder vielleicht am Tag darauf, aber ein paar Tage später rief er sie aus Afrika an, und als er endlich zurückkehrte, hatte er in seinem Rucksack einzigartige Bilder, die ihn über Nacht zu einem begehrten Fotografen machten, während in ihr nur noch ein einziges Kind heranwuchs.

Können Gedanken töten, können zerstörerische Wünsche eine Katastrophe verursachen? Damals wollte sie, dass man sie in Ruhe ließ, sie und die beiden winzigen Geschöpfe, die an ihrer Gebärmutterwand klebten wie zwei Schnecken an einem Baumstamm. Hätte sie sich anders verhalten können, vermutlich nicht, aber auch er hatte es nicht gekonnt. In den ersten Jahren war sie mit dem Baby so beschäftigt gewesen, dass sie sich die Existenz eines weiteren kaum vorstellen konnte, aber je mehr Nizan heranwuchs, umso mehr verfolgte er sie, der Junge, der nicht geboren worden war, der Junge, der aufgegeben hatte, und manchmal, wenn sie Nizan abends zudeckte, hatte sie das Gefühl, als seien zusätzliche Atemzüge im Zimmer zu hören, ringelten sich zwischen den Spielzeugregalen, und tagsüber sah sie ihn neben Nizan funkeln, wenn sie spielte, mit einem üppigen, honigfarbenen Schopf, mit braun-grünen Augen, auch wenn sie malte oder wenn sie las oder wenn sie weinte, doch nun, da Nizan sich von ihr entfernt, entfernt er sich nicht, schließlich ist er immer ein sensibles Kind gewesen, ein nachdenkliches Kind, das erfüllte, was sie sich insgeheim gewünscht hatte.

Worauf wartest du, mach noch ein Kind, hatte ihre Mutter gedrängt, Nizan braucht einen Bruder oder eine Schwester, und du brauchst es, um dich von ihr zu lösen, und sie hatte spöttisch geantwortet, wirklich, Mama? So wie du dich von mir gelöst hast? So etwas nennt man Vernachlässigung, nicht Loslösung, merk dir das. In der Tiefe ihres Herzens wusste sie, dass ihre Mutter recht hatte, trotzdem zögerte sie, sie genoss es so sehr, sich ihrer Tochter zu widmen, ihr alles zu geben, was sie selbst nie bekommen hatte, ganz zu schweigen von Gideons hartnäckiger Weigerung, und immer hatte sie geglaubt, es sei noch nicht zu spät, es bleibe noch mehr als genug Zeit, ihn zu überzeugen. Von Zeit zu Zeit hatte sie es versucht, wir haben noch eine Chance auf Glück, Gideoni, komm, machen wir es, bevor es zu spät ist, doch er war dann sofort zurückgewichen, woher weißt du, dass es Glück sein wird, vielleicht wird es das Gegenteil? Uns geht es doch gut so, warum sollen wir das aufs Spiel setzen? Warum sollen wir das gefährden, was wir haben, für etwas, was wir nicht kennen?

In was für eine Welt willst du noch ein Kind bringen?, hatte er sie zurechtgewiesen, als hätte sie ihm eine unnatürliche und widersinnige Forderung vorgetragen, du hast ja keine Ahnung, wo du lebst, begleite mich doch mal und lerne das Land kennen, nicht alle sitzen in einer bequemen Wohnung und sprechen über Glück, es gibt Leute, für die ist ein Kind ein zusätzliches Maul, das man stopfen muss, und sie hatte verwundert gefragt, was hat das damit zu tun, als wäre das Kind, das sie auf die Welt bringen wollten, dazu bestimmt, einem anderen das Essen vom Mund zu rauben, und wieder hatte sie nachgegeben, sie hatte Angst, ihn zu etwas zu zwingen, und sie hatte selbst Angst vor einer Veränderung. Ging es ihnen gut? Ja,

es war ziemlich gut, Nizan ohne Konkurrenz aufzuziehen, nicht wie sie, die voller Eifersucht und Hass auf ihren jüngeren Bruder aufgewachsen war, und die Kleine erblühte, eingehüllt in Liebe, warum sollte sie das gefährden, was da war, für etwas, was sie nicht kannte? Ja, es klang überzeugend, fast hat es sie überzeugt. Dann hatte sie in ihren Seminaren die Studentinnen gesehen und wie sie, während sie vorne über die Vertreibung der spanischen Juden dozierte, ihre aufgeregten Hände auf die geschwollenen Bäuche legten, sie sahen nicht aus, als würden sie ihr Glück gefährden, sondern im Gegenteil, als würden sie es erweitern, und in der letzten Zeit ist in ihr der Verdacht gewachsen, dass sie recht haben, dass sie diejenige ist, die sich geirrt hat, und dass es zu spät ist, den Fehler zu korrigieren. Ausgerechnet sie, die sie unterrichten soll, hat das Buch des Lebens nicht richtig gelesen, denn die Nizan von heute ist nicht mehr das süße, liebevolle Mädchen, das sie einmal war, die ungeduldige junge Frau, die ihr die Tür ihres Zimmers und die Tür zu ihrem Herzen vor der Nase zuschlägt, wird sie nicht mehr allein durch ihre Existenz für die Kinder entschädigen, die sie nicht geboren hat.

Reg dich ihretwegen nicht auf, sagen die anderen, freu dich, dass sie es wagt, nach dir zu treten, das ist ein Zeichen, dass sie richtig erwachsen wird, sie muss sich von dir lösen, aber sie wird wiederkommen, genieße inzwischen deine freie Zeit, vielleicht wirst du ja endlich deine Dissertation schreiben. Alle wissen, was sie ihr sagen sollen, Gideon, ihre Mutter, ihre Freundinnen, alle servieren ihr Worte wie Medizin gegen eine beschämende Krankheit, aber was soll sie damit anfangen? Kann sie diese Worte in den Armen wiegen, kann sie mit diesen

Worten einen Spaziergang machen, wenn die Luft etwas abkühlt, ihnen den Mond und die Sterne zeigen? Sie verabscheut diese Worte, sie tun ihr weh, ein seltsamer Schmerz lugt zwischen ihren Rippen hervor wie durch ein Gitter, er ist es, den sie pflegt, und er ist wohlgenährt und entwickelt sich gut, innerhalb kürzester Zeit ist er aus der Schnecke zu einem fordernden und bedrückenden Wesen geworden, das ihr das Atmen erschwert und Wellen von Übelkeit hervorruft, das ihre Konzentrationsfähigkeit bei der Arbeit stört, ihr nicht erlaubt, die einfachsten Tätigkeiten auszuüben, sogar das Telefon zu beantworten, das nun schon seit einer Stunde klingelt. Sie hat sich so daran gewöhnt, dass es ihr scheint, als klinge es in ihrem Kopf, als dringe das Geräusch durch ihre Ohren in die Realität, das Heulen einer Sirene, denn Wörter haben keinen Sinn, es ist die Epoche des Klingelns, die gerade beginnt, für den Rest ihres Lebens, es ist nicht das Telefon, und wenn sie endlich hinget, wird nichts zu hören sein.

Aus irgendeinem Grund ist der Apparat kühl, sie drückt ihn an die Brust, eine heiße Welle steigt aus ihrem Inneren auf und sie presst die Lippen zusammen, denn wenn sie aus ihrer Kehle bricht, gibt es keinen Weg zurück, Felder werden brennen, Wälder werden schwarz werden, Häuser verkohlen, eine unerträgliche Hitze wird den Erdball bedecken und blitzschnell ihre Lieben verschlingen, Nizan, die bei ihrer Freundin schläft, ihren zarten, entspannten Körper, Gideon, der unterwegs ist, um die Reste der Lagerfeuer von Lag ba-Omer zu fotografieren, die gegen Morgen erloschen sind, deshalb ist es ihr verboten, die verrückte Welle aus ihrem Inneren freizulassen, sie muss sie in ihren Lungen einsperren, damit sie nur sie selbst verbrennt.

Erst heute Morgen, bevor er wegging, hat sie versucht, ihn an der Tür zurückzuhalten, es tut mir weh, Gideon, und er fragte kühl, wo tut es dir weh?, und warf ihr einen hastigen Blick zu. Das Herz, sagte sie beschämt, bekannte die Minderwertigkeit dieses Schmerzes im Gegensatz zu körperlichen Schmerzen, die eine sofortige Anerkennung verdienen, und er, wie erwartet, schnaubte ungeduldig, was ist bloß in der letzten Zeit mit dir los? Reiß dich zusammen, sei froh, dass du gesund bist, dass wir alle gesund sind, schau dich doch um und sag danke.

Danke, sagt sie jetzt, ich danke dir für die Unterstützung, aber was hat sie sich erhofft, er ist schon seit Jahren weit weg, versunken in seinen Angelegenheiten, gibt es überhaupt eine Grundlage zu hoffen, dass er sich ausgerechnet jetzt, da sie ihn braucht, ändern wird? Ist er es, den sie braucht? Da ist er wieder, der Schmerz in ihrem innersten Kern, der zerbröckelt wie ein kranker Zahn. Ich bin krank, sagt sie zu dem schweigenden Telefon, ich brauche Hilfe, ich habe etwas verloren und weiß nicht, ob ich es je wiederfinde.

Ihre Finger drücken fest auf das Telefon, das wieder ein Klingeln hören lässt, ohne dass sie antwortet, sie drückt es an ihre Brust, mit zusammengepressten Lippen, sie atmet nicht, nur sie weiß, wie gefährlich ihr Atem ist, und ihr Bruder Avner zählt zehn Klingeltöne und legt auf, und dann hinterlässt er ihr eine Nachricht auf dem Handy, das noch immer ausgestellt ist, Mama ist wieder gestürzt, hat das Bewusstsein verloren, er teilt es ihr wütend mit, als wäre es ihre Schuld, sie ist in der Notaufnahme, komm sofort, wenn du die Nachricht gehört hast.

Noch nie hat er es gemocht, allein mit seiner Mutter zu bleiben, und sogar jetzt, da in ihrem Mund der Beatmungsschlauch steckt und ihre Hände bewegungslos neben dem Körper liegen und ihre Augen geschlossen sind und ihr Bewusstsein verschwindet, fürchtet er sich vor ihr, fürchtet, sie könne die faltigen Arme ausstrecken, um ihn zu umarmen, ihn mit ihren trockenen Lippen küssen, sie könne anfangen zu weinen, mein Avni, mein Junge, du fehlst mir. Fast bei jedem Besuch empfängt sie ihn mit Vorwürfen, wo warst du, ich vermisse dich, und wenn er versucht, sie zu beruhigen, ich bin hier, Mama, fragt sie besorgt, und wann kommst du wieder?

Ich bin hier, freu dich doch, dass ich jetzt hier bin, wiederholt er dann, aber sie beharrt, ich sehe dich so selten, du fehlst mir eben. Auch wenn er neben ihr sitzt, vermisst sie ihn, auch wenn sie ihn sieht, dreht sich alles um seine Abwesenheit. Ein verwöhntes Muttersöhnchen, hatten die Kinder des Kibbuz ihn verspottet, wenn sie an seinem Bett sitzen blieb, nicht bereit, sich zu verabschieden, oder wenn sie ihn auf den Wiesen suchte, mit ihrer hohen, fast kreischenden Stimme seinen Namen rief, Avni! Wo bist du? Er wurde knallrot, wenn er ihr Rufen hörte, dann wollte er sich verstecken, sich irgendwo in Sicherheit bringen, und schon öffneten die anderen Kinder sie nach, was für eine Schande, so geliebt zu werden.

Was für eine verkehrte Welt, sagt er seufzend, was für eine verzerrte Erfindung war dieser Kibbuz, der so grausame Geschöpfe hervorbrachte, vor allem die männlichen, die mit einer solchen Selbstverständlichkeit natürliche Gefühle leugneten. Was für eine bizarre Erfindung, diese Männlichkeit, ihm scheint es, als habe er jahrelang im Untergrund gelebt, und nicht nur er, und nicht

nur in seinem Kibbuz, nicht nur in seinem Land, sondern alle Männer, wie Kriegsverbrecher, die Angst vor der Entdeckung haben, wie Kronzeugen. Sie alle verbrachten, ohne es zu wollen, ihre besten Jahre auf diese Art, und zwar nicht, um dieses oder jenes Ziel zu erreichen, sondern um zu überleben.

In den letzten Jahren scheint sich diese Anspannung etwas gelockert zu haben, nun, da er die Hälfte seines Lebens schon hinter sich hat und der Gehorsam nachzulassen beginnt, wie bei der militärischen Grundausbildung kurz vor dem Ende, wenn die Männer anfangen, weiblicher zu werden und die Frauen männlicher, doch nun erwacht sie wieder, seine alte Anspannung, vor ihr, vor dieser menschlichen Ruine, die ihn auf die Welt gebracht hat, vor dieser letzten Zeugin seiner Schwäche, seiner Minderwertigkeit, seiner Einsamkeit, seines Herzklopfens, der Hölle der versteckten Gefühle, seiner großen Scham.

Ein geblühtes Laken bedeckt ihren kleinen Körper, dabei war sie eine große Frau gewesen, vierschrötig in ihren geschmacklosen Blumenkleidern, die sie nach ihrem Ausscheiden aus dem Kibbuz trotzig getragen hatte, viel Stoff hatte ihren Körper eingehüllt, und jetzt reicht ein kleines, schäbiges Laken. Wie eine zerknitterte Robe faltet sich die leer gewordene Haut um ihre Knochen, dünn und fleckig. Er betrachtet verstohlen seine Hände, prüft die Haut. Wie wenig Pracht ist geblieben, wie grausam ist diese Veränderung, denkt er, nur bei uns ist es so, denn bei Tieren führt das Alter nicht zu einem solchen Wandel. Sie verlieren langsam den Glanz und ihr Fell wird stumpf, trotzdem bleiben sie sie selbst, während ein solches Altern, mit dünnen Haaren, einem spitzen, haarigen Kinn und